

Biekenener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Biekenener Anzeiger (General-Anzeiger).



Der blaue Anker.

Roman von E. Friede Schulz.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

Lotte Wölflin hatte früher nur wenig Interesse an den Zeitungen gehabt. Sie las den Roman, die kleinen Feuilletons, die literarische Beilage. Jetzt saß sie stundenlang im Lesezimmer des Hotels und verfolgte mit Leidenschaft die Kriegsnachrichten. Erich erklärte ihr, wenn sie manchen militärischen Ausdruck nicht verstand. Ihr sensibles Wesen las zwischen den schwarzen Zeilen den schweren blutigen Ernst der Kriegsvorgänge, von dem sich nicht alle Menschen die nötige Rechenhaftigkeit geben. Was der soldatisch geschulte Verstand als selbstverständlich hinnahm, löste bei ihr oft Grauen und Entsetzen aus. Sie war mitten unter den Truppen auf dem Felde und erlebte mit ihnen alle Strapazen und die unheimlichen Entbehrungen. Aus den Feldpostbriefen machte sie sich ein scharfes Bild von der heroischen Größe jedes einzelnen der Tapferen, von der Furchtbarkeit eines Artilleriegeschäfts, von dem wahnsinnigen, höllischen Chaos eines Nahkampfes, wo der Mensch zum Tier wird. Sie hörte den erschütternden Aufschrei der Getroffenen, ihr Wimmern im vergossenen Blute und schloß die Augen vor den Bildern der zudenden Leiber am Boden.

Und immer wieder sah sie sein Antlitz, Dietrichs bleiche Stirn, das blutige braune Haar. Diese Schreden verfolgten sie bis in die Nacht. Dann fuhr sie in Träume sah auf und vergrub angstvoll das brennende Gesicht in den Kissen.

Die Spalte „Opfer des Krieges“ las sie immer zuerst. Da war aus einer Familie nach den beiden ersten Brüdern der dritte auf dem Feld der Ehre gefallen. Dem einzigen Sohn folgte der Vater. Sie dachte an die Verzweiflung der vereinsamten Mutter und Gattin und hatte eine grenzenlose Bewunderung für den Heldenmut, mit dem diese deutschen Frauen nach dem Sturm des ersten Schmerzes ihren Seelenjammer ertrugen. Dem Opfer der Männer reihte sich wahrlich ebenbürtig das Opfer des zurückgelassenen Weibes, der Mutter, der Liebsten an.

Und sie saßen hier im beschaulichen Frieden und konnten das alles nur von weitem nachfühlen. Wie klein und erbärmlich kamen sie sich dann vor. Dann sagte Erich:

„Wie tief sind wir alle, die zurückgeblieben, in der Schuld unserer unvergleichlichen Brüder da draußen! Wie sollen wir diese Schuld einmal bezahlen? Und wozu sie einmal bezahlt werden? Wehe dem, der das vergißt!“

Eines Tages erhielt Erich einen Brief mit der Adresse: Monsieur Erich Wölflin. Allemagne. Bronin, Bez. Bromberg.

Er war mit der Feldpost befördert und ihm nachgeschickt.

Erich öffnete neugierig. Eine ungelente französische Handschrift. Er suchte nach der Unterschrift,

„Dietrich Rothkirch.“

Den Namen hatte dieselbe ungelente Hand geschrieben. Langsam entzifferte er den französischen Text.

„Französisches Feldlazarett Nr. 8. Butey-Chamiers hinter Longwy. Geehrter Herr Wölflin! Der Krieg, der teure Bande zerrissen hat, zerriß auch manchen konventionellen Schleier und zwingt, Geheimnisse zu offenbaren, die nur im Frieden einen Sinn haben. Hier in der Fremde weiß ich nicht, wie sich die Verhältnisse meiner Lieben in der Heimat gestaltet haben. Ich kenne auch nicht den Grad Ihres Wissens um mein Verhältnis zu Ihrer Fräulein Schwester. In jedem Falle werden Sie nicht überrascht sein, wenn Sie nun hören, daß ich seit dem Frühling dieses Jahres das unermessliche Glück hatte, mit Gewißheit Ihre Fräulein Schwester als mein zukünftiges Weib betrachten zu dürfen. Mit der ganzen Leidenschaft meines Wesens habe ich dieser Liebe gelebt. Ein unglücklicher Tag trieb Ihre Fräulein Schwester fort. Auf dem Schlachtfelde habe ich, soweit ich eine Schuld daran trage, zu sühnen gesucht. Rechts und links wurden meine Kameraden hinweggemäht. Ich blieb unverfehrt. Die Angeln wichen mir aus. Tag und Nacht lag ich im Patronillendienst am Feinde, oft genug mitten unter ihm. Ich erntete beide Eiserne Kreuze. An dem Tage, an dem mir mein Divisionskommandeur selber die erste Klasse auf die Brust heftete, ließ mich der Schmerz um mein verlorenes Glück den kleinen Rest von Besonnenheit, den ich für ein leises Zukunftshoffen immer noch aufgespart hatte, verlieren. Es ging um die Erkundung einer feindlichen Batterie, die unsere Stellungen verhängnisvoll war. Ich übernahm die Aufgabe. Man entdeckte mich und schoß mich schwer zusammen. In französischer Gefangenschaft wachte ich auf. Mein Sanitätsunteroffizier hier im Lazarett, ein vortrefflicher Mann, dem ich diesen Brief in der Sprache seines Landes diktierte, weil meine beiden Arme in Verbänden stecken, will Mittel und Wege finden, meine Zeilen an einen deutschen Vorposten zu bringen. Er stammt aus dieser Gegend. Kommen Sie in Ihre Hand, dann ist es ihm gegliückt, und er hat seinen Lohn ehrlich verdient. Was aus mir nun wird, weiß ich nicht. Auch Brust und Hüfte haben sie mir gekennzeichnet. So bitte ich Sie, allen denen, die mir nahestehen, von meinem Schicksal Kenntnis geben zu wollen. Ob Ihre Fräulein Schwester in diesen Kreis mit eingerechnet wird, diese Entscheidung, Herr Wölflin, lege ich in Ihre Hände. Ich bin Ihr ergebener Dietrich Rothkirch.“

Erich blieb das Blut fast im Herzen stehen. Aus dem Sage: „Diese Entscheidung lege ich in Ihre Hände!“ schlugen ihm gelbe Flammen versengend entgegen.

Das Schicksal der Schwester sollte hier in seine Hand gelegt werden?

Er verbarg das Schreiben ängstlich in der Brusttasche und kämpfte einen furchtbaren Kampf um Ja oder Nein. Wie eine fata Morgana stieg der blaue Anker auf

goldenem Grunde vor ihm auf und hüllte alles in etr fahles blaues Licht.

„Rein — bei Gott — es darf nicht sein!“

Er sah die Katastrophe vor sich, wenn er ja sagen würde — ein Ende mit Schrecken. Und er blieb fest, wie es auch in ihm stirknte. Er sprach zu sich selber wie geistes-abwesend:

„Erich — laß das Schicksal seinen Gang gehen!“

Nur an Waldemar sandte er eine Abschrift unter Weg-laffung der ersten Zeilen, die ihm persönlich und Lotte galten.

32. Kapitel.

An demselben Morgen, an dem Erich den Brief aus Frankreich erhielt — es war Mitte September — ließ Ober-inspektor Tschammer die stolze Fahne auf der Bronniner Schloßkuppel auf Halbmast stehen.

Rittmeister Freiherr Alexander v. Rothkirch war im Westen an der Spitze seiner Schwadron gefallen.

Sein Bruder Lothar, der am Abend aus Berlin ein-traf, fand die Familie vollständig zusammengebrochen. Der niedergeschmetterten Frau und den Kindern, die in Tränen aufgelöst waren, gegenüber erstikten ihm die Trost-worte in der Kehle.

„Arme Frau! — Und das Schwerste kommt noch. Und ich muß es sein, der dir das antut, der dir das überbringt. Es wäre vielleicht nicht mehr nötig. Aber den Eid will ich nicht brechen.“

Es war das Vermächtnis des Bruders, das er bei sich trug.

Am nächsten Vormittag brach ein kleiner, heller Strahl durch das düstere Gewölk über Bronnin, als Waldemar Erichs Brief erhielt.

„Dietrich lebt! — Er ist in Feindeshand!“

Lothar v. Rothkirch ging einsam durch den Park, in dem schon gelbe und rote Blätter fielen. Ihm brannte der Gedanke im Kopf, wie er die Schwägerin auf den Abschieds-brief des Bruders, den er ihr allein übergeben sollte, vorbereitete. Er wollte es hinauschieben, denn er fürchtete in diesen Tagen um den Verstand der treuen Frau, deren Leben so ganz in dem ihres Gatten aufgegangen war und die heute nur noch einem Schatten glich. Aber er mußte fort, die sterblichen Reste des Bruders zu suchen und sie, wenn möglich, in das alte Rothkirch'sche Erbbegräbnis über-zuführen.

Doch die Hand, die zu dem schweren Schlage ausholen sollte, zitterte. So schob er es doch auf und fuhr am dritten Tage nach der Grenze im Westen.

Wölflins hatten den Heldentod des Freiherrn in den Blättern gelesen. Die Nachricht preßte Lotte bittere Tränen aus den Augen. Der alte Herr war ihr ein Vater gewesen. Viel verheerender wirkte der Tod des Schloßherrn von Bronnin auf Erich. Die Schwester sah ihn voll Angst an.

„Was ist dir, Erich?“

Er blickte ihr wie ein Trunkener in die Augen und stammelte verworrene Worte. Dann umschlang er die Schwester und schluchzte:

„Es ist furchtbar, dies Ende der Rothkirchs!“

Lotte verstand diesen Ausbruch verzweifelten Schmerzes bei Erich nicht. Als er sich gefaßt hatte, wanderten sie in stummen Sinnen in das Bodetal, wohin sie schon manchen Schmerz getragen hatten, und fanden in der stillen Natur die Ruhe wieder.

Den Tag darauf erhielt Erich, gerade als Lotte bei ihm eingetreten war, über Berlin einen Brief Dietrichs aus dem Garnisonlazarett Magdeburg. Das Unerwartete machte ihn erschrecken.

„Sie werden einem Schwerverwundeten diesen Wunsch nicht abschlagen: Ich bitte Sie dringend und herzlich um Ihren Besuch und um den Besuch Ihrer Fräulein Schwester. Ihr ergebener Dietrich von Rothkirch.“

Lotte lag an seinem Halse und weinte.

Mit dem nächsten Zuge fuhren sie nach Magdeburg.

Im Lazarettbureau blieb Erich zurück, peinigende Ge-danken in der Seele.

„Geh' du allein, Lotte, und sprichst euch aus.“

Nach einer qualvollen Spanne Zeit hat ihn ein Gehilfe zu dem Oberleutnant v. Rothkirch.

Er fand Dietrich und Lotte Hand in Hand. Mit einer Träne im Auge sah er in das abgekehrte Gesicht des jungen Offiziers, der ihm zwanzig Jahre älter erschien. Aber aus seinen Augen glänzte ein reiches Glück.

„Dein Vater, Liebste, kann uns seinen Segen nicht geben. Der an seiner Stelle steht, wird ihn uns nicht ver-sagen.“

Mühsam hob er den lahmen rechten Arm und suchte Erichs Hand. Erschüttert beugte sich Erich über ihn und küßte ihn. Die Vergangenheit fiel in Scherben.

„Das war unser Brubertuß, Erich.“

„Ich fasse es noch nicht. Es ist alles so schwer, so furchtbar.“

„Ja — nicht wahr? Wie ich hierherkomme? Mich hat unseres Kronprinzen Armee gerettet. Bei dem Sturm auf Bongwy ging alles drunter und drüber. Die französischen Korps flohen und ließen mein Lazarett zurück. Ich war wieder in der Hand der Landstente. Aber nun — nun muß es mit mir rasch vorwärts gehen. Und es geht. Jeden Tag einen kleinen Schritt. Weihnachten soll ja der letzte Verband gefallen sein.“

Er wandte sich zu Lotte:

„Dann bist du ganz mein, du Liebste,“ sagte er leise, „und du wirst mit mir noch viele Umstände haben, bis die Gelenke wieder so weit sind, daß sie das Segel führen können. Mein liebes Boot wird Lotte heißen.“

Lotte standen die Tränen in den Augen, wie sie ihn so elend und hilflos liegen sah.

Nebenan lagen zwei Kameraden. Der jüngere, Edgard Werner, ein blaueugiger Pionierleutnant, hatte einen schwe-ren Bedenschuß und lag gewöhnlich bewegungslos. Er ver-suchte jetzt unter Schmerzen, sich ein wenig aufzurichten.

„Rothkirch, Glücklicher, gratuliere von Herzen!“

„Und ich nicht weniger herzlich!“ rief der dritte herüber und hob die verbundene verstümmelte Rechte wie zu einem Händedruck.

Ueberwältigt von Schmerz und Glück trat Lotte zu ihnen und drückte ihnen dankbar die Hand.

„Mögen Sie alle bald wieder in der Heimat bei Ihren Lieben sein!“

(Schluß folgt.)

Mutterliebe.

Skizze von H. v. Mühlenfels (Berlin).

Hanne Fink, die Botengängerin im kleinen thüringer Badeort, war eine Frau in den besten Jahren. Sie zählte vielleicht gerade vierzig. Aber ihrem Aussehen nach glich sie eher einer Sechzigjährigen. Die Haare, die unter dem Kopftuch hervorsahen, waren grau und auf der Stirn und um den Mund lagen tiefe Falten.

Sie führte ein hartes, arbeitsreiches Leben, doch ihr schwerer Beruf war es nicht, der sie niederbrückte. Aber Hanne, die aus anständigem und wohlhabendem Hause stammte, hatte in ihrer kurzen Ehe Furchtbares erlebt. Der Mann, den sie über alles geliebt, war ein liederlicher Kumpen gewesen.

Hannes Eltern hatten sie genügend vor der Ehe gewarnt; aber das Mädchen hatte ein heißes Herz gehabt und der Mann gefiel ihr nun einmal. Sie hatte sich auch wirklich die Kraft zu-geiraut, aus einem arbeitsfcheuen Menschen einen braven Familien-vater machen zu können.

Aber der leichtsinnige Fink war glatt und geschmeidig wie ein Kal gewesen. Nie hatte er sich böß und offen der starken, etwas herrschsüchtigen Frau entgegengesetzt. Er hatte versprochen, was sie verlangte, war ihr aber immer wieder entgiffen, hatte sie hintergangen — und schließlich, um Geld zu schaffen, war er auf böse Wege gekommen, war immer tiefer hinabgegliffen, bis eines Tages sein Schicksal ihn erreichte, bis im ganzen Dorf von nichts anderem gesprochen wurde, als vom Gärtner Fink, der im Gefängnis saß, weil er betrogen und gestohlen hatte.

Um diese Zeit war Hanne Fink in ein paar kurzen Wochen grau und alt geworden; um diese Zeit war aus der stolzen Frau ein gebrücktes, zerknirschtes Geschöpf geworden, und wiewohl sie so gut wie nichts für sich und ihre beiden Knaben besaß, dauerte es eine geraume Zeit, bis sie so weit war, daß sie sich auf irgendeine Arbeit besaß.

Eigentlich fand sie ihr Verantwortungsgefühl den beiden Söhnen gegenüber erst dann wieder, als der Pfarrer eines Tages zu ihr gekommen war, um ihr mitzuteilen, daß Fink sich im Ge-fängnis das Leben genommen habe.

Ein Seufzer der Erleichterung entfuhr ihr, denn entschuldig hatte der Gedanke, ihn eines Tages wieder im Haus und am Tisch bulden zu müssen, sie gequält.

Um diese Zeit legte die Botengängerin Freunmel wegen Alters-schwäche ihr Amt nieder und der Pfarrer, der ein gutes Herz hatte, ermunterte Hanne, sich um die Nachfolgerchaft in diesem Amt zu bewerben.

Die beiden Söhne glichen der Mutter; sie waren framme Jungen und taten in Schule und Haus ihre Pflicht. Aber hin

und wieder geschah es doch, daß ein vorlauter Bengel in der Schule einem der Finken Söhne etwas Böses und Gefährliches über den im Gefängnis gestorbenen Vater sagte, und so kam es, daß Frau Hannas Wunde trotz aller Achtung, die man ihr im Dorf entgegenbrachte, nie ganz vernarbte.

„Die Kinder eines Diebes!“ murmelte sie oft auf ihren Gängen vor sich hin und oft hatte sie gegen eine böse Verzweiflung, die in ihrem Herzen tobte, anzukämpfen. In mancher Nacht, wenn die Erinnerungen wach wurden, wenn einer ihrer Jungen vielleicht eine Unart begangen hatte oder in der Schule getadelt worden war, dann lag die Zukunft schwarz und trostlos vor ihr — dann sah sie im Geist, wie auch ihre Söhne auf bösen Wegen gingen, wie sie dem Vater ähnlich wurden und in Schmach und Schande endeten.

Und in solchen Nächten kämpfte sie gegen furchtbare, dunkle Gewalten an; in solchen Nächten geschah es oft, daß sie sich mit aller Macht dagegen wehren mußte, ein Verbrechen an sich selbst und an den Kindern, deren Vater im Gefängnis gestorben war, zu begehen. — Die Knaben ahnten nicht, in welcher Gefahr sie lebten; sie ahnten nicht, daß irgendeine Dummheit vielleicht genügt hätte, um die Mutter zu furchtbaren Dingen hinzureißen.

„Verachtet sind wir ja doch!“ sagte sie sich immer wieder und vielleicht gerade, weil sie ihre Söhne mit einer starken Liebe liebte, betete sie oft in leidenschaftlicher Inbrunst: „Laß sie sterben, Herr, ehe die Versuchungen des Lebens an sie herantreten!“

Einesmal, in einer weichen Stunde, sprach sie sich beim Pfarrer aus — erzählte ihm von der Angst, die beständig in ihr zitterte. Aber aller Trost, alles gute Bureden von seiten des warmherzigen Mannes half nicht.

Wo Mißtrauen und Verzagtheit so tiefe Wurzel geschlagen haben, da können auch die besten und treuesten Worte nicht mehr helfen.

Gerade zu der Zeit, da Hannes ältester Sohn aus der Lehre entlassen wurde und da auch der jüngere schon der Selbstständigkeit zustrebte, zu dieser Zeit, da die Angst im gequälten Herzen der Frau aufs höchste gestiegen war, kam der Sturm über Deutschland dahergebraust: Krieg gegen halb Europa!

Hanne Finks Gehirn war zu eng und müde geworden, um etwas von der überwältigenden Begeisterung, die die Welt ergriffen hatte, zu fühlen. Sie mußte nur das eine: „Diesen Krieg hat Gott für dich gesandt! Durch diesen Krieg will Gott deine Söhne vor Leichtsinne und Schlechtigkeit bewahren!“ Sie weinte nicht, wie andere Mütter das taten, als ihre Jungen hinausjogen; sie zitterte nicht und stellte nicht die bange Frage ans Schicksal: „Werden sie heimkehren? Werde ich sie wiedersehen?“ —

Liebte sie ihre Söhne nicht? War sie eine entartete Mutter? Im Dorf hatte es sich herumgesprochen, daß Hanne Fink sich nicht um ihre Söhne grünte. Viel von der guten Stimmung, die bislang für sie geherrscht, ging verloren. Man sah sie mit forschenden und feindseligen Blicken an.

Eine jede Mutter betete jetzt um die, die im Felde standen; eine jede Mutter zitterte um das Kind, das sie derinst unter ihrem Herzen getragen hatte und das nun in Not und bitterster Gefahr war.

Hanne Fink aber liebte ihre Söhne doch. Keiner im ganzen Dorfe wäre jedoch fähig gewesen, diese Liebe zu verstehen. Keiner im Dorfe hätte begreifen können, wie es im Herzen dieses schwergeprüften Weibes aussah.

Sie lebte ihre Söhne, und in langen, dunklen Nächten war sie mit ihnen draußen auf den Schlachtfeldern, lebte alle Greuel mit ihnen durch. Und wie jede andere Mutter, so betete auch sie, wenn sie von dem Entsetzlichen, was im belgischen Nachbarland vor sich ging, hörte und las. Und oft, oft wollten dann ihre Hände sich falten, oft wollten sich die stehenden Worte auf ihre Lippen drängen: „Herr, laß sie wohlbehalten wiederkehren!“, bis das Furchtbare in ihrer Seele wieder wach wurde, bis sie sich vorstellte, daß die Söhne ruhmgekrönt heimkehren könnten, daß sie stolz und leichtfertig werden könnten, daß die Mädchen vom Dorf, die zum Teil eitel und liebedürftig waren, sich an sie heranwarfen, sie umgarnten — und dann — dann —

Nein, sie konnte nicht um das Leben ihrer Söhne beten — sie konnte es nicht! Sie konnte nicht still und vertrauensvoll wie andere Mütter für die glückliche Heimkehr ihrer Kinder stehen. Der Pfarrer hatte viel zu tun in dieser Zeit. Trauerkunde war in den kleinen Ort gezogen. Frauen hatten ihre Männer verloren; Mütter weinten um ihre Söhne.

Das gute Gesicht des Seelsorgers war tiefest in dieser Zeit. „Nun, Hanne“, rebete er die Botengängerin eines Tages an. „Wie geht's? Was hören Sie von Ihren Söhnen?“ und nahm, während er so sprach, ihre Hand und führte sie in den Torweg eines Hauses und sah ihr traurig und sorgenvoll ins Gesicht. Und Hanne murmelte — halb verschämt, halb trotzig: „Wie soll es gehen?“ und machte ihre Hand aus der des Pfarrers frei. Der aber legte ihr die Hand auf die Schulter. „Haben Sie Mut, Hanne?“

Das Gesicht der Frau wurde bleich. „Sind sie gefallen?“ rief sie mit einem seltsamen Ausdruck im Gesicht.

„Der Jüngste ist tot, Hanne! Mit ihm hat Gott gnädig ge-

waltet. Der Ältere aber — nein, nicht verzagen, Hanne — denn es gibt auch für das Allerbitterste noch einen Trost!“

Sie sah ihn starr an. „Er hat das Augensicht verloren, Hanne! Sehen Sie, Hanne, Sie haben mir einmal in einer vertraulichen Stunde gesagt, Ihnen sei bange vor der Zeit, wenn Ihre Söhne ins Leben eintreten, wenn sie Versuchungen und Gefahren ausgesetzt seien. Davor hat nun der gnädige Gott Ihre beiden Söhne bewahrt. Nun tun Sie das Ihre, um dem armen Lebenden das Dasein erträglich zu machen!“

Ein rauher Ton kam aus ihrer Kehle. Die Last, die sie auf dem Rücken trug, wollte sie zu Boden ziehen.

Aber Hanne war nicht die Frau, die sich selbst und ihrer Schwäche nachgab. Sie legte ihren Weg wie sonst zurück und sprach zu niemandem von dem, was sie betroffen hatte.

Ihr Herz war erschüttert und war doch von der alten, quälenden Angst befreit.

Dem armen Menschen, der das Licht des Tages nicht mehr erblicken sollte, wollte sie das Leben schon gut und lebenswert machen. O, sie fühlte plötzlich eine Mitleidkraft in sich. Jahrzehntelang noch würde sie ihre schweren Gänge gehen können — Jahrzehntelang noch für fremde Leute die Waren hin- und herschleppen.

„Gott — mein Gott — du hast meine Söhne hart geprüft und doch danke ich dir, denn du hast sie vor Sünde und Schande bewahrt!“

Die Leute im Dorf sprachen und flüsterten viel über den unerhörten Gleichmut, über die Härte dieser Mutter und selbst der Pfarrer war erstaunt und verstimmt.

Aber als der Tag kam, an dem der arme Krüppel ins Zimmerchen der Mutter gebracht wurde, begleitet vom Pfarrer und gefolgt von Weibern und Kindern — als der arme Mensch sich zur Mutter hinstellte und als dann ein furchtbarer Schrei aus weichen Herzen kam und die Frau, der man Gleichgültigkeit nachgesagt hatte, dem unglücklichen Sohn zu Füßen fiel, da zogen sich die, die hier so hart geurteilt hatten, kleinmütig zurück.

„Mein Sohn, mein Jungchen!“ flüsterte die harte Hanne mit unendlich weicher Stimme, und der Sohn lehnte den Kopf an das Herz der Mutter.

Die Verluste der Tierwelt durch den Weltkrieg.

Wie werden sich die Tierbestände der Kriegsschauplätze aus dem allgemeinen Schreden und Glend retten? Auf diese interessante Frage gibt, besonders auf Grund seiner Beobachtungen auf dem östlichen Kriegsschauplatz, Hans Sommermeyer in der jüngsten Nummer der bei Theodor Thomas in Leipzig erscheinenden Halbmonatsschrift „Natur“ nähere Auskunft. Er meint, daß wir uns im allgemeinen keiner besonderen Besorgnis hinzugeben brauchen, wenn auch einzelne Tierbestände freilich sehr stark leiden werden. Am allerwenigsten ist selbstverständlich die Kleinierwelt betroffen worden, denn sie hatte gegenüber den mehr ins Große gehenden Vernichtungsfaktoren des Krieges ausreichenden Schutz in ihrer Kleinheit. Uebrigens gibt es zwei Tiergattungen, die durch den Krieg sogar offensichtlich Vorteil gehabt haben, so wie manche Fabriken für Kriegsausrüstung gegenüber der anderen Industrie. Daß es Rager sind, ist leicht zu erraten. Es sind vorerst die Feldmäuse, die sich auf dem östlichen Kriegsschauplatz ganz erschreckend vermehrt haben, da ihnen kein Abbruch getan wurde, indem die Krähen infolge des lederen Mahles an den Kadavern auf die ungleich mühseligere Mäusejagd verzichtet konnten. Dazu kommt noch, daß diese Rager oft reichlich Nahrung auf den oft abgeernteten Feldern haben. Auch ein anderes Ragerier hat durch den Krieg entschieden gewonnen. Es wurde — vergessen; größere Dinge, größere Gefahren beschäftigen die Menschheit und der kleine Feind konnte seinen Siegeszug unbeobachtet und vielfach unbekämpft ausdehnen. Es ist die Bisamratte, dies Danaergeschenk Amerikas. Ihr Aufstreten für das Flußgebiet der Donau und der Elbe war eine drohende Gefahr für Landwirtschaft, Fischerei, Wasserjagd und Dammbauten dieser Flußsysteme. Nun ist die Aufmerksamkeit von diesen Ragern bedenklich abgelenkt worden. Er konnte seine unheimliche Tätigkeit aus dem Herzen Böhmens in die benachbarten Länder Sachsen, Bayern, Währen, Ober- und Niederösterreich ausdehnen — und damit scheint — um im Rahmen der jetzigen Zeit zu sprechen — die erste Verteidigungslinie gegen diesen Allgemeinschädling durchbrochen zu sein.

Diesen keineswegs erwünschten Tiervermehrungen stehen einige arge Schädigungen des Tierreiches durch die Kriegshandlungen entgegen. Die Fasanerien und gelegten Rehjagden Galiziens und Polens sind völlig vernichtet, während die sonstigen Niederjagden nicht so sehr gelitten zu haben scheint. Aber eines der schönsten Tiere hat durch den Krieg arg gelitten: der berühmte Karpathenhirsch. Zweimal sind die Reußen durch die Karpathen gezogen, zweimal nach wochenlangen erbitterten Kämpfen zurückgeworfen worden. Das hat eine schwere Schädigung der Kapitalien aller mitteleuropäischen Hirscharien mit sich gebracht, deren Größe sich heute allerdings noch nicht überblenden läßt, und die leider auch noch nicht abgeschlossen erscheint. Nach Sommermeyers Beobachtungen ist der Stand an Karpathenhirschwild durch

Abichuß stark bezimert worden, woran beide Gegner beteiligt waren, insbesondere kuldierten aber die russischen Offiziere diesem seltenen Jagdvergnügen. Einen solchen forcierten Abichuß aber verträgt dieses Wild keineswegs, da es schon durch den früheren Abichuß harter Hirsche teilweise geschwächt war. So sind denn leider nicht unbegründete Befürchtungen für diese Berle der Karpatenentwelts zu hegen. Aber auch unsere Haustiere sind durch den Krieg betroffen und voranschichtlich selbst viel ärger, als man auf den ersten Blick hin meinen mag. Noch ist ja der Schaden, welcher Teilen der Tierzucht, besonders der Rassenzucht zugefügt ist, nicht abzusehen, aber unbedeutend ist er keinesfalls, soweit Haustiere in Betracht kommen, die uns durch ihr Fleisch nützen. Bei einem Haustiere ist die gewaltige Veränderung in den Bestandziffern selbst dem Laien erkennbar, besonders wenn er den Etappenlinien der Heere folgt und dort die Tausende Kadaver gefallener Pferde erblickt. Der Verbrauch an Pferden im Kriege ist ein gewaltiger, und so groß die Bestände auch sind, am Ende des Krieges werden sie doch furchtbar gelichtet sein.

Vermischtes.

* Die neue Flieger Sprache. So jung die Allegerei ist, so hat sie doch schon ihre eigene Berufssprache gebildet, die sich dem altbekannten „Kommisswelsch“ würdig angliedert. Für diese neue Entwicklung der Fliegersprache erbringt der zurzeit im Felde stehende Rechtsanwalt Dr. Rudolf Mathes in der „Zeitschrift für deutschen Unterricht“ eine Reihe bezeichnender Beispiele. Der Beobachtungsoffizier heißt Franz, eine etwas alltägliche Bezeichnung, an der der Flugzeugführer Leutnant Blüthgen, der Sohn des bekannten Schriftstellers (im September 1914 in Frankreich gefallen) schuld sein soll. Als ihn bei einem Manöver der kommandierende General fragte, wie fern Beobachter heiße, antwortete Blüthgen: „Erzellenz, das weiß ich nicht; ich nenne ihn Franz.“ ... Das Flugzeug ist die „Kiste“; einen schlechten Apparat, z. B. einen, der nicht steigt oder sich unheilbar verzogen hat, nennt man geringchäftig eine „Eierflie“ oder „Klamotte“. „Grüne Frösche“ oder „grüne Hunde“ sind die mit grünlichem Stoff bespannten Kampflugzeuge (Typ Caudron). Die schnellsteigenden und schnellfliegenden, mit Maschinengewehren bewaffneten Kampflugzeuge der Franzosen heißen auch „Bauernschreck“ oder Cerberus. Von der Arbeit des Motors entlehnt der Flieger manche Bilder. Spricht jemand ungewöhnlich schnell, so redet er „mit 1400 Touren“. Sieht man beim Kartenspiel im Verlust und beginnt allmählich zu gewinnen, so „holt man auf“ oder „kommt endlich auf Touren“. Soll geflogen werden, so wird dem Aufsteigenden in altem atavistischem Aberglauben der fromme Wunsch „Da und Be Be“ nachgerufen, d. h. „Dals- und Beinbruch“, oder „Gut Kleinholz!“ Ist kein Flugwetter, so ist „Flaschenwetter“, und man beschäftigt sich am besten mit einer Budel, wenn eine da ist. Geht man bei niedrig hängenden Wolken los, so gerät man bald in eine „Waschlüchse“ und hat Mühe, sich aus dem „ticken Dreck“ herauszufinden. Abfliegen heißt in der Fliegersprache „abshimieren“. Rauh und hart wie der Beruf, der ständig an den Loren des Hades vorüberführt, ist auch die Sprache, und manche Fliegerausdrücke lassen sich in ihrer urwüchsigsten Deutlichkeit höchstens in einem Speziallexikon mitteilen.

Seine Abwurfsbomben nennt der Flieger Knallbonbons, Knallerbien oder Eier. Die kleinen Handgranaten heißen auch amtlich „Fliegermännchen“. Die Leutnants mit Frei-, Fessel- und Lenkbällons bilden die „lächerliche Konturreiz“, und ihr Valtion heißt Gasblase. ... Wenn braust der Flieger im Kraftwagen daher, weshalb man von einer „Automobilitis bellica aviaforam“ spricht. Im allgemeinen liebt er die „Kanonen“, die starken Wagen von 60 und mehr PS, begnügt sich aber im Notfall mit einer „Mudevick“ oder einem „Chausseefloß“, wie die verschiedenen Formen der Kleinautos bespottend heißen. Die Offiziersversammlung heißt auf einigen Flugplätzen Palaver, offenbar aus den Erinnerungen irgend eines alten Kriegers annehmt; der Feldgeistliche aber ist der „geweihte Festgenosse“ oder „Himmelsführer“. Wer sich viel damit beschäftigt, daß er das Eisene Kreuz noch nicht hat, leidet an „ferrocrunitis“, an Kreuzschmerzen. Wenn man noch erwähnt, daß der Flugzeugführer es entschieden ablehnt, ein bloßer „Lufschaffner“ zu sein und als „Heinrich“ dem einmüßigen zitterten „Franz“ zur Seite tritt, so hat man die recht kurzweiligen Grundzüge der Fliegersprache leidlich erschöpft, in der der Humor so nahe beim Ernste liegt wie im täglichen Kampfesdasein der Flieger der Abflurz neben der glücklichen Landung.

Wozu die Pariser die Kriegsautos gebrauchen. Der französische Kriegsminister hat kürzlich den Gouverneur von Paris und die kommandierenden Generale auf einen Mißbrauch hingewiesen, der sich in weiten Kreisen breit gemacht hat: Es hat sich nämlich herausgestellt, daß die für den Heeresdienst requirierten Autos, die ausschließlich für die Zwecke nationaler Verteidigung bestimmt waren, auffällig viel von Privatpersonen benutzt werden, die mit dem Militär und seinen Angelegenheiten höchstens nur eine sehr indirekte Verbindung haben. Es handelt sich dabei hauptsächlich um Geschäftsleute, die ihre Kunden in dieser militärischen Umhüllung besuchen, um Freunde und Freundinnen der Soldaten, die galant durch

Stadt und über Land gefahren werden, um ganze Familien mit den Ammen und den künftigen Soldaten von — 1934 und 1935. Diese kostlosen Autofahrten scheinen besonders das Sonntagsvergnügen zahlreicher friedlicher Bürger zu bilden, denen die Anwesenheit eines militärischen Chauffeurs das ängstliche Vätern auf die Lage erspart. Der Kriegsminister hat jetzt energische Anordnungen getroffen, die diesem Unfug ein Ende bereiten sollen und die Hundehändler mit strengen Strafen bedrohen.

* Der Hund als Telephonist. Die französischen Zeitungen sind unübertrefflich im Erfinden von Geschichten, die die Ueberlegenheit ihrer Armees beweisen sollen. Da die Quelle der Heldenabenteuer der „Boilus“ aber bereits ziemlich erschöpft ist, und da das Lesepublikum Abwechslung braucht, sind gegenwärtig die hervorragenden Leistungen der französischen Kriegshunde an der Reihe. Eine dieser für die gallische Zeitungsphantasie bezeichnenden Pundgeschichten sei hier im Wortlaut des „Gaulots“ wiedergegeben: Der beste unserer Kriegshunde ist sicherlich „Turo“, der zu ganz besonderem Dienst ausgebildet wurde. Nachts läßt „Turo“, einen kleinen Telephonapparat, der durch Draht mit unseren Durchposten verbunden ist, im Munde tragend, so nahe als möglich an die feindlichen Stellungen heran. Er legt den Apparat vor sich auf den Boden, setzt sich im Schutze des Dunkels nieder und horcht. Wenn der Feind zu einem Streifzuge ausbricht oder sonst eine Bewegung in den feindlichen Stellungen merkbar wird, bellt „Turo“ leise fünfmal in die Muschel des Telephons. Nachdem er uns so benachrichtigt hat, packt der wackere Hund den Apparat wieder mit den Zähnen und rast in gestrecktem Galopp zu uns zurück.

Büchertisch.

— Kunstwart. Zweites Septemberheft. (Kriegs-Ausgabe. Vierteljährlich 2,25 Mark. Verlag von Georg D. W. Callwey, München.) Das Heft bringt die Ankündigung, daß der neue Jahrgang den Oberitel „Deutscher Wille“ führen soll. Es enthält folgende größere Aufsätze: Stannoni, Wir und die Fremden. Avenarius, Musterbuch-Ritsch. Wolfgang Schumann, Bücher über Rußland. Wilhelm v. Blume, Keine Parteien mehr? Karl Jentsch, Umorientierung. Die Hundschau brinat u. a. folgende Beiträge: Bonus, Ehrgeiz und Sachlichkeit. Zürcher, Die beiden Durra. Schumann, Maarten Maariens + Wieneck, Old Schatterhand im Weltkrieg. Arnd, Zur Pflege der älteren Musik. Stapel, Der Weltkrieg und die Zukunft des deutschen Volkes. Lembke, Kriegsarbeit auf dem Lande. Ferner: Feldpostbücher. Eisenmänner und dergleichen. Die Neuordnung der Reichsfinanzen. Bilderbelegen: Bruno Bielefeldt, Trüber Abend in der Petrisstraße (arbia); Das brennende Dorf; Straße durchs Moor. Notenbelegen: Ruhnau, Abtische Historien; Muskat, 5. Klavier-Suite.

— Die Hefte 41 und 42 der Kriegszeitung „Der Völkerring“ (Verlag von Julius Hoffmann, Stuttgart) bringen die Darstellung der Ereignisse von der Westfront von Mitte Januar bis Mitte Mai 1915. Den stimmungsvollen Auftakt bildet der Aufsatz „Drei Kriegsklieder“ von Professor Wilhelm Wundt. In lichtvollen Gesamtdarstellungen und farbenreichen Einzelschilderungen ziehen dann die Kämpfe bei Soissons, Hirtsbise, Massiges, die furchtbare Champagne-Schlacht, die Kämpfe im Abschnitt Lille—Arras und der Waldkrieg in den Argonnen an uns vorüber. Reizvoll, spannend, ja herzbewegend sind wieder eine Anzahl der Einzelschilderungen, und die besten darunter sind ohne Zweifel die der Mitkämpfer selber. Sie kennen nicht die Kunstmittel, mit denen der berufsmäßige Schriftsteller Wirkung macht; aber das Erlebnis wirkt bei ihnen mächtiger als alle Kunst. Man lese einmal die Erzählungen und Schilderungen aus dem Gefecht von Hirtsbise, die eines Artilleristen vom deutschen Vorstoß bei Massiges und die Feldpostbriefe aus den Kampf- und Ruhetagen im Argonnenwald. — Neben dem Wort stehen an passender Stelle auf eigenem Blatt die zahlreichen technisch vorrtefftesten Bilder; auch finden sich Uebersichtskärtchen des Geländes der Champagnechlacht und des Kampfgeländes Lille—Arras.

Stat-Aufgabe.

Mittelhand (M.) sagt Grand an auf folgende Karten:



Ist es möglich, das Spiel zu verlieren, wenn noch 15 Augen im Stat liegen? — Wie waren die Karten verteilt und wie wurde gespielt? — Auflösung in nächster Nummer.

Auflösung der Charade in voriger Nummer: Eisenach (Ei) — Achsen — Ehen — Ach!